

Ein Zweikampf zum Lachen.

Nach dem Französischen.

Der wenig tragische Ausgang einiger Zweikämpfe der jüngsten Zeit hatte nach dem Mittagsmahle ein Sprüchfeuer von Witzeleien über die Circuskämpfe veranlaßt. Man sagte, der Zweikampf von heute wäre ein lächerliches Spiel; die Gegner leide lediglich der Wunsch, für ihre Person Reklame zu machen. Aber auch selbst die Reklame würde sehr bald wirkungslos sein, weil das Publikum über kurz oder lang beginnen müßte, den Protokollen über die Kämpfe eben so wenig Aufmerksamkeit zu schenken, als den Zeitungen, welche hartnäckige Industrielle oder Gastwirthe in den Straßen vertheilen lassen.

Unter diesen Spottredern, von denen nicht ein Einziger gezeugt hätte, sich der geringsten Ursache wegen auf das Terrain zu begeben, schwieg nur ein Einziger.

„Du bist nicht unserer Ansicht?“ fragte ihn Jemand.

„Ich meine, wenn der Zweikampf ein Spiel ist, so wäre es unklug, es zu spielen.“

Seine Stimme klang so ernst, daß die Witzeleien mit einem Male wie abgebrochen waren.

„Du kennst einen besonderen Fall? Erzähle!“

„Ich lebte vor fünfzehn Jahren mit mehreren Freunden im Quartier Latin; einer derselben, Albert W., war mir besonders werth. Er hatte gerade einen Roman veröffentlicht, von welchem Niemand sprach und unter diesem Schweigen litt er natürlich entsetzlich. Sein Kamerad war Louis T., der beständig von einem Redacteurposten träumte. Allein seinem unbekanntem Namen verschloffen sich alle Thüren.

„Eines Abends saßen wir drei in meinem bescheidenen Zimmer beisammen. Meine Mittel erlaubten es mir gerade, dasselbe heizen zu lassen, welches die beiden andern Weiben nicht vergönnt war. Beide starrten düster vor sich hin. Louis war gerade zum fünften Male bei dem Leiter eines, ich weiß nicht mehr welchen Blattes gewesen und gar nicht mal vorgelassen worden. Albert war von seinem Verleger sehr von oben herab behandelt worden, denn dieser hatte seit acht Tagen kein einziges Exemplar von dem Roman verkauft.

„Und dem dümmsten Kerl gelingt es durch eine ganz gewöhnliche Reklame, durch irgend einen Scandal, eine Verläumdung, ein Duell, was weiß ich, durch was noch, Aufsehen und weit Glück zu machen!“ warf ich ein, um die Freunde zu trösten.

„Durch ein Duell!“ fragte Albert. „Gewiß,“ antwortete ich. „A. hat keine Spur von Talent, aber er ist berühmt, seit er v. . . abgestochen, nach dem er ihn noch dazu verläumdet hatte.“

„Ich habe eine Idee,“ rief Albert. „Und sofort schlug er Louis vor, eine Duellproble in Scene setzen zu wollen, dessen Protokoll ich in die Zeitungen zu bringen hätte.“

Louis war sofort einverstanden. Sie loopen, wer die Wunde am Oberarm davonzutragen hatte; das Loos fiel auf Albert. Wir erfinden eine furchtbare düstere Geschichte, auf deren romanhafte Seite mein Bericht leise hindeuten sollte, so daß selbst der Teufel Neugier darob empfinden hätte, geschweige denn alle Frauen.

Ich war Alberts Zeuge und nahm mir als Genossen den Chronisten eines sensationellen Pariser Blattes. Louis bekam einen Rittmeister, einen Freund seiner Familie zur Seite, der ihm nicht einen Louis geborgt haben würde und einen Boulevard-Chronisten, den er nie zuvor gesehen hatte, und der ihm von dem Rittmeister vorgestellt wurde.

Wohl verstanden, ich allein wußte von dem Geheimniß. Die anderen hatten die von uns erdachte Geschichte ohne Argwohn zu schäpfen vernommen, und ohne sie zu prüfen, weiter erzählt, beglückt, die Sekundanten spielen zu dürfen.

Damit kein Verdacht entstehen konnte, wurde der Zweikampf, wie ein Theatercoup, vorher eingeübt. Meine Freunde machten mehrere Fänge mit dem Florett durch. Wir alle Drei hatten die Uhren auf das Verlaßamt gebracht, um das für Wagen, Degen, Frühstück u. s. w. nöthige Geld aufzubringen.

Auf der Fahrt nach dem Rendezvous waren die beiden Duellanten ganz besonders aufgedreht. Albert sah im Geiste schon die zwanzigste Ausgabe seines Romans und Louis zweifelte nicht daran, binnen acht Tagen zu den geistreichsten Fiebern des Boulevard gezählt zu werden.

Wir langten in Wasinet an und blieben bei der Landstraße. Wenige Bauren hatten uns bemerkt und blieben in der Nähe, um das Gratischauspiel zu genießen. Der Rittmeister wurde durch das Loos zum Kampfsmeister erwählt.

Der erste Gang verlief durchaus correct. Nach fünf Minuten Pause. Beim zweiten wurden sie bereits wärmer. Niemand, selbst nicht der erfahrenste Fochter, hätte Argwohn schöpfen können. Abermals Pause. Beide Kämpfer schwitzten bereits. Ja, der Zweikampf ist eine gesunde Uebung!

Und zum dritten Male. Diesmal also! Kaltes Blut jetzt! Sie sind bereits ernst. Man hätte darauf schwören können, zwei sich auf schlagenen Gegner vor sich zu sehen. Sie wollten die Geschichte jedenfalls so natürlich als möglich enden. Dieser Dummkopf von B. . . . der Chronist, wird heute Abend bei Tortoni zweifellos erzählen, daß er Zeuge eines Zweikampfes auf Tod und Leben gewe-

sen ist. Dieser Louis zeigt ein Feuer! Er und Albert amüßten sich zweifellos königlich. . . .

Halt, gefehlt! . . . Ich glaubte, Albert wäre getroffen, allein er hatte parirt. Der verabschiedete Augenblick hätte schon längst gekommen sein müssen. Ihre Augen leuchteten als wollten sie sich wirklich abfinden. Louis scheint nervös und Albert hätte sich bereits wiederhol treffen lassen müssen. Jetzt! Nein, noch nicht. Wieder parirt. Zum Heiler, wollen sie denn noch nicht enden! . . .

Ein Schrei . . . ein dumpfer Fall. Albert hat den Degen Louis' mitten in die Brust bekommen! Ich stürzte hin und helfe ihn aufrichten. Die Aerzte horchten auf die Herzschläge, man legt ihm ein Stück Spiegelglas auf den Mund: Nichts . . . wir hatten ihn getödtet! . . . „Und Louis?“ fragte man den Erzähler.

„Gehirnfieber und zwei Tage später eine Leiche. Wahrhaftig, ein Zweikampf zum Lachen!“

Farbiges hören und riechen.

Die „Berliner Post“ schreibt: Die Physiologie der Sinneswerkzeuge ist neuerdings durch die Entdeckung eines sehr merkwürdigen Phänomens bereichert worden, das dem Laien nur schwer begreiflich sein dürfte: nämlich die Be-theiligung der Farbenwahrnehmungen bei anderen Sinnesempfindungen, vornehmlich beim Hören, in zweiter Reihe beim Riechen. Ueber diese Erscheinungen wurde bereits eine Anzahl übereinstimmender Arbeiten veröffentlicht, welche die Thatfachen selbst außer Zweifel stellen. Wir geben hier im Auszug ihren wesentlichen Inhalt nach den Vorträgen zweier Besten Gelehrten wieder, die sie im dortigen Naturwissenschaftlichen Verein gehalten haben.

Dogent Dr. K. Lichtenberg sprach über „colorirtes Hören.“ Das mit diesem Namen bezeichnete Phänomen besteht darin, daß nicht allein die menschliche Stimme, sondern jeder tönende Gegenstand außer der Hörempfindung eine konstante Farbenempfindung bei jenen Individuen hervorbringt. Die atavistische Empfindung schließt mit optischen Sensationen ein. Die Töne sind bald blau, blaugelb, auch grün und blendend weiß. Geräusche bringen dunkle Farben hervor, die menschliche Sprache antwortet mit hellen Farben, Konsonanten färben matt, während Vokale je nach ihrer Höhe glänzende Korolationen ausstrahlt; die Nuance der Farbe hängt mit einem Worte von der Höhe des musikalischen Tones ab.

Vortragender hatte in 18 Jahren einmal Gelegenheit, den Schallphosphorus bei einem Patienten zu studiren, der nicht nur deshalb ein geradezu beispielloses Unikum darstellt, weil er geräuschlos ist, sondern wesentlich auch deshalb, weil die in seinem kranken Ohr entstehenden Sensationen auch Formempfindung hervorbrachten und der im Stande ist, die Form seiner Obergeräusche genau zu umschreiben, sowie sie sich der greifbaren Tastempfindung offenbaren. Vortragender faßt hierauf die verschiedenen Theorien zusammen, welche die Erklärung dieses merkwürdigen Naturphänomens versuchen, findet jedoch, daß die Frage bisher nicht genügend geprüft, studirt und beobachtet wurde, und daß noch zu wenig verlässliche Thatfachen zur Verfügung stehen, um die Gründe des farbiges Hörens wissenschaftlich erklären zu können.

Im Anschluß an diesen Vortrag sprach Dogent Dr. Luobit über die mit Farbenempfindungen einhergehenden Geruchswahrnehmungen. Bei den betreffenden Personen treten bei angenehmen Gerüchen rosa, lila und hellbraune Farben auf, und oft wird der riechende Körper mit entsprechenden Farben umgeben. Unsere Geruchs- und Gehirnsorgane ergänzen sich gegenseitig; ist unser Geruchsorgan geschwächt oder leidet es, so fällt auch unser Gehirnmag weg. Auch beim Geschmack sind Farbenempfindungen beobachtet worden; es wird der salzige, süße Geschmack von hellen Farben, der bittere Geschmack von braunen und schwarzen Farben begleitet. Es ist gelungen, mit rothem und grünem Lichte den Geschmack des Süsses zu steigern, mit Gelb und Blau ihn zu vermindern.

Weiß sich zu helfen.

In komischer Weise ist die neue Zeitung „Rocky Mountain Cyclone“ in ihrer ersten Nummer ausgegetreten. Nachstehendes ist eine deutliche Nachahmung der englischen Orthographie, wozu sie nach ihrer eigenen Erklärung gezwungen war, weil ihr der Schriftgelehrte, der ihre Typen lieferte, verschiedene Buchstaben (die F's und K's) nicht zurecht brachte. Diese Erklärung lautet in ihrer Uebersetzung: „Wir bephinden uns in einer verphlüchten Lage. Der Schrift-Verphertiger verphelte phir unser erstes Blatt die C p h s und C a s zu liephern. Phir phänph Wochen werden sie phpheln. Doch wenn die C, die K und die S daphir ausreichen können, werden wir uns nach der Dece strecken. Das ist eine phreude phir uns, sondern eine phante Alphatre.“

Enttäuschung. Dame (zu einem Verehrer): „Haben Sie auch nicht gerauscht, ehe Sie zu mir kamen?“ — „Gewiß nicht!“ — „Und keinen Liqueur getrunken?“ — „Auch das nicht!“ — „Und Ihr Schurzbrätchen haben Sie so hübsch mit Rosenöl parfümirt?“ — „Alles Ihnen zu Gefallen meine Theurer!“ — „Nun, dann dürfen Sie hier jetzt meinem Schoophündchen einen Kuß geben!“

Im Banne der Leidenschaft.

Novelle von E. Lohde.

Er humpelte seine Schritte und blieb in der geöffneten Balkonthüre stehen. Ein köstlicher Sternenhimmel leuchtete ihm entgegen, so klar, so heiter und friedenvoll, daß es sich auch ihm wie ein stiller Friede in die Brust senkte. Was Marie auch fortgetrieben haben mochte — er durfte nicht an ihr zweifeln, und wie es auch kommen mochte, sie war rein und treu, und es mußte sich Alles auflären, sobald er ihr erst Aug' in Auge sah. Doch wann würde das geschehen? Wie lange mußte er noch von ihr, von seinem Glück getrennt bleiben, jetzt, da sie ihm wider alles Erwarten in so weite Ferne gerückt war? Und wie eine schwere Last fühlte er jetzt die Verpflichtung, die ihm die letzte Eröffnung Mr. Blackburys auf die Schultern gelegt hatte, ihm abermals die Freiheit seiner Entschlüsse für kurze Zeit wenigstens nehmend. Doch so rasch wie möglich zum Mindesten suchte er die Angelegenheit zu ordnen und sofort mit Blanche selbst ein offenes Wort sprechen, das ihr zugleich jeden Gedanken und vielleicht auch jeden Wunsch einer näheren Verbindung mit ihm nehmen sollte.

Blanche erwartete bereits in ihrem kleinen Salon den Onkel am Theetisch. Sie sah ein wenig erregt aus als sonst und warf dem Eintretenden einen fast ängstlich fragenden Blick entgegen.

„Es ist mir lieb, Blanche, daß Sie mir Veranlassung geben, heute noch unter vier Augen mit Ihnen zu sprechen,“ begann Stratford. „Sie sind damit meinem eigenen Wunsche entgegen gekommen.“

Blanche senkte ein wenig befangen den Blick, sie glaubte ein Verhör wegen Mariens Fortgehen zu bestehen zu haben, das ihr peinlich war, wenn sie sich auch darauf vorbereitet hatte. Democh zwang sie sich zu lächeln, und Stratford mit einem ihrer strahlenden Blicke umfingend, erwiderte sie: „Wenn ich nun diesen Wunsch errathen und deshalb auf das Innehalten unserer Theestunde gedrungen hätte?“

Sie reichte dabei dem Onkel eine Tasse Thee hin, während ihr Blick mit einer gewissen Spannung auf ihm ruhte.

„Ihre Liebesschwärmerie für mich, Blanche, ist wirklich so groß, daß ich mich innerlich bekümmert fühle, um so mehr als ich unter Gespräch mit einem Vorwurf beginnen möchte.“

„Ach, allerdings, den glaube ich nicht verdient zu haben.“

Trotz ihrer gut gepflegten Unbekantheit vermochte sie doch nicht, ihm fest in's Auge zu sehen, sondern senkte die Lider. Ein Lächeln schwebte auf seinen Lippen, als er scheinbar völlig harmlos erwiderte: „Warum verbargen Sie mir Ihren geheimen Kummer, Ihre Sorgen?“

Jetzt fuhr sie erlebend zusammen. Es war ihr, als hätten alle ihre Hoffnungen mit einem Male einen Todesstoß empfangen. Wie würde er, der mißtrauische Mann, jetzt noch an die Aufrichtigkeit ihrer Reue glauben, wenn er die ganze verzweifelte Lage ihrer Familie kannte?

„Wie, Sie wissen, Onkel Reginald?“

Er schien ihre Fassungslosigkeit nicht zu bemerken, sondern fuhr in demselben Tone ersten Wohlwollens fort: „Ich, der nächste Verwandte Ihrer Familie, muß vor Anderen zuerst erfahren, wie zweifelhaft es mit dem Reichthum Ihres Hauses steht.“

Sie lachte bitter auf.

„Zweifelhaft, Onkel Reginald? Wir stehen am Rande des Ruins!“

„Der jedoch verbindet werden kann, verhindert werden soll, sofern mir g'stattet wird, meine Rechte als Verwandter geltend zu machen.“

Wie neue Hoffnung stieg es in ihr auf. Hatte sie aber gefehlt, er würde die Hand ausstrecken, würde sie an sich ziehen, sie an sein Herz nehmen und heimlich ihr die Antwort in's Ohr flüstern: „Das heißt, Du sollst mir das Recht geben, Blanche, als Dein Gatte der berechnete Helfer für Dich, für die Deinen zu werden.“

Nichts davon geschah. Mit einer kühlen Gemessenheit, die felsam gegen des Mädchens heftige Erregung abfiel, fuhr Stratford fort: „Das heißt, meine liebe Blanche, ich werde mit Ihrer Erlaubnis und in der Erwartung, daß Sie mir die nachträgliche Zustimmung Ihrer Mutter und Ihres Bruders verschaffen, mit Mr. Blackbury, dem ich die Nachricht über den Stand der Verhältnisse verdante, sofort die nöthigen Schritte befehlen, um dem gebührenden Fall Ihres Hauses vorzubeugen. Sie wissen, Mr. Blackbury steht in naher Verbindung mit Ihrem Hause, und es ist kein Interesse für ihn, wie mei-nes, daselbe zu halten.“

Blanche war in ihren Stuhl zurückgefallen, der vorherigen Noth war eine tiefe Blässe geflohen, all' ihr Blut strömte zum Herzen, dessen heftiges Klopfen ihr fast die Sprache nahm. Das ihr — ihr? der gezeierten Schönheit, welche die jüngsten und reichsten Männer New Yorks zu ihren Füßen geküßelt, vergeblich um ihre Gunst sich bemüht? Sie war verdammt, und gerade von ihm, auf den sie ihre Hoffnungen gesetzt. Mit klaren Worten war es ihr gesagt worden: Ich weiß, daß Du meine Hilfe brauchst, ich weiß, daß Du den Preis für dieselbe mit Deiner Person zahlen willst, ich ziehe es aber vor, diese Hilfe als Verwandter der Familie zu gewähren, Deine Person begehre ich nicht. Wenn Marie in ihrem sanften Gemüthe ein

Gelüste nach Rache gegen die, welche ihr so wehe gethan, zu tragen vermocht hätte, jetzt wenn sie Zeugin dieser Scene gewesen wäre, könnte sie befriedigt sein. Doch das bittere Gefühl verletzten Stolz gab Blanche auch die Kraft, äußerlich wenigstens ihre Fassung wieder zu gewinnen. Ja, sie vermochte es über sich, Stratford die Hand zu reichen und ihm einige Worte des Dankes für das ihrer Familie entgegengebrachte Wohlwollen zu sagen.

Stratford hatte sie nicht ohne Theilnahme beobachtet. Freundlich brücte er die ihm dargereichte Rechte und sprach gutgemeinte Worte des Trostes zu der, wie er vermuthen durfte, durch den Vermögensniedergang ihres Hauses tief bedrückten, in ihrem Stolz hart betroffenen Nichte.

Sie nahm Alles scheinbar dankbar hin, doch athmete sie auf, als Stratford endlich das Zimmer verließ. Mit seinem Fortgehen fiel auch die Maske der aufgezogenen Fassung ab. Todesmatt sank sie in ihren Sessel zurück. Ihr lange verfolgter Plan war endgiltig gescheitert.

Ein herblich kühlender Morgenwind wehte über die Stoppelfelder und schüttelte die Äste der hochstämmigen Linden, die sich über der von Schloß Verlow nach dem Dorfe führenden Straße wölften. Auf derselben kam ein Reiter in sauberen Eile dahergefahren. Einige am Brunnen auf dem Dorfplatze wachende Weiber riefen ihn an.

„Wo hin, Wilhelm?“

„Habe Eile, hole den Arzt aus der Stadt!“

„Wer ist krank — die Gnädige?“

„Nein, das kleine Fräulein!“

Schon war er dem Gesichtskreise der Fragenden entschwunden.

„Das kleine Fräulein — doch welches?“

„Eine der Frauen weiß noch dem Jungpferde hin, der das Feld du schneidest, direkt vom Schlosse nach dem Dorfplatze fährte.“

„Dort kommt die Gouvernante mit dem Fräulein Ellen!“

„So ist's die Jüngst, der hübsche Blondkopf.“

„Der arme Herr, wenn ihn auch noch solch Unglück treffen sollte!“

„Wo will denn die Gouvernante mit dem kleinen Fräulein hin?“ warf eine Neugierige die Frage auf, als sie die Genannten in die Dorfstraße einbiegen sah.

„Nun wohin sonst, als zur alten Dörthe?“ lautete die Antwort. „Die wird nicht von den Schloßleuten vergessen, und wenn es im Schlosse brennen sollte. Auf die hält der Herr ein Stück, wie auf die alte Ephen, weil Beide noch im Dienste unserer alten Gnädigen gestanden haben.“

Mittlerweile war die Erzieherin mit ihrem Jögling in das grünumrannte freundliche Haus der alten Dörthe getreten, einer seit Jahren gelähmten Frau, Ellen, ein Kind mit seltsam erster und verständiger Miene, stellte einige Bücher und Tüschchen auf den Tisch neben dem Lehnstuhl der Alten, die mit unruhigen Blicken nach der Thüre spähte, ob dort das heitere Gesichtchen Thelka's nicht wie sonst nedend hereinlauge.

„Thelka ist krank und hütet das Bett,“ bedeutete sie die Erzieherin, Fräulein Minna Hahn, die Tante Mariens, eine große hagere Dame mit ebenso klugen als energischen Zügen.

„D, mein Liebling, mein süßer Liebling!“ jammerte da die Alte auf. „Ja, das böse Wetter — die kalte Herbstwinde, die bringen Krankheit.“

Ellen strich sanft mit ihrer kleinen weißen Hand über die runzelige der Alten.

„Unsere Thelka wird ja nicht gleich sterben, Mutter Dörthe.“

„Wie Gott will, mein Kind, wie Gott will, des Herrn Wege sind wunderbar und unerforschlich.“ Und leise ein Gebet murmelnd faltete die Alte die Hände, während die Erzieherin mit Ellen die Hütte wieder verließ.

Schweigend schritten Beide weiter; erst als sie den Freiplatz vor dem Schlosse erreicht hatten, wandte sich Ellen an ihre Erzieherin: „Werden wir heute auch Stunde halten Fräulein?“

„Gewiß, Ellen! Weder Du noch ich können etwas bei der Kranken helfen. Ja, wir werden heute im Salon der Mama Stunde halten, da der Papa wünscht, Du mögest Thelka so lange fern bleiben, bis der Arzt entschieden hat, ob keine angedeutete Krankheit bei ihr im Anzuge sei.“

„D Fräulein, ich werde heute nicht lernen können ohne Thelka.“

„Du wirst es können wenn Du es willst, Ellen. Ich bitte Dich, sei standhaft um das Papa's willen!“

Die Erinnerung an den Papa wirkte wie ein Zauberwort, Fräulein Hahn wußte das, hingen doch beide Kinder mit abgöttischer Liebe an dem Vater, leicht in dem dunklen Empfinden, daß ihnen die Mutterliebe nun zu sehr fehlte.

Mittag war schon nahe, als endlich der Wagen des schneidigst erwarteten Arztes vor dem Schloßportale hielt. Mit fieberberühenden Wangen warf die kleine Thelka sich unruhig auf ihrem Lager hin und her, während Marie und Frau Ephen beschäftigt waren, mit nassen Tüchern den glühenden Kopf des Kindes zu kühlen.

Mit dem Arzte, den Herr v. Verlow in das Krankenzimmer führte, trat auch Frida ein. In ihrem dunklen Kleide, mit den bleimen abgemagerten Zügen, die etwas peinlich Starres bekommen hatten, gleich sie einem Steinbilde, in das des Künstlers Meißel die

Linien eines tiefen, unlöslichen Schmerzes eingegraben. So stand sie vor dem Bette des Kindes, und des Arztes Blick, der die kleine Kranke mit sorgfamer Aufmerksamkeit untersuchte, streifte zuweilen eigenthümlich forschend ihre Züge.

Nachdem er seine Verordnungen gegeben, zog ihn Herr v. Verlow in das Nebengemach und fragte noch einmal unter vier Augen mit sorgenvoller Miene, was er von des Kindes Zustand halte.

„Nicht ist nichts Bestimmtes darüber zu sagen,“ erhielt er zur Antwort. „Es ist ein heftiges Fieber, das noch keine sicher zu deutenden Symptome zeigt. Mehr fast noch beunruhigt mich die Mutter, dieser starke Schmerz hat etwas Erstickendes.“

Herr v. Verlow kämpfte, das bittere Gefühl nieder, das in ihm aufstieg. War es doch nicht die Sorge um das erkrankte Kind, die Frida diese erschreckende Starre gegeben, nein, so ohne Gefühl und Leben hatte sie mit ihm schon bei ihrer Rückkehr das Haus betreten, so bewegte sie sich seitdem in demselben gefühllos, lieblos, so daß selbst die Kinder voll Scheu sich von ihr entfernt hielten.

„Sie wissen, meine Frau ist nervös!“ entgegnete er mit gezwungener Gelassenheit.

Der Arzt nickte. „Freilich, freilich. In dessen hatte ich gehofft, der Aufenthalt in der Schweiz würde die gnädige Frau mehr gestärkt haben.“

Herr v. Verlow antwortete nicht. Er vermochte eine gewisse Befangenheit nicht zu verbergen. Hatte er doch, um das Geheimniß jener unseligen Katastrophe zu bewahren, es bisher gesehnt, dem vertrauten Arzt zu Rathe zu ziehen. Und was hätte dieses auch helfen können? Er entließ daher den Arzt, der noch mit der trostreicher Versicherung schied, das Leben des Kindes werde nichts auf sich haben. In dessen schienen sich seine Hoffnungen nicht bewahrheiten zu wollen. Das Fieber wuchs und gegen Abend stellten sich heftige Phantasien ein.

Frida verließ jetzt nicht mehr das Krankenzimmer, ja, sie fand die Kraft, sich selbst an das Bett des Kindes zu setzen, um die von Frau Ephen ihr gereichten Kaltwasserumschläge demselben auf die Stirne zu legen. War es in dessen die ungewohnte Hand, war es eine gesteigerte Empfindlichkeit der Kranken, schon bei dem ersten Umschlag wurde sie unruhig und griff mit angstvoller Geberde nach den Tüchern, sie abzuweisen. Frida hielt, um das zu verhindern, die kleinen im Fieber bebenden Hände fest, da blickte Thelka mit ihrem Auge sie an und plötzlich gelte ein furchtbarer Anglistich durch das Zimmer.

Todesblässe bedeckte Frida's Züge, sie wankte.

Marie strich leise beruhigend über des Kindes Züge.

„Sie hat vor Kurzem mit mir und Ellen das Andern'sche Märchen von der „Eisprinzessin“ gelesen,“ flüsterte sie zu Frida. „Das beschäftigt und ängstigt sie jetzt.“

Frida winkte, ohne zu antworten, Marie zu, ihren Platz am Bette wieder einzunehmen. Sie selbst zog sich an's Fenster zurück. Dort presste sie den Kopf an die Scheiben und starrte in den dunklen Abend hinaus. Furchtbares ging in ihrer Seele vor. Der Schrei des Kindes, der schredensvolle Blick desselben hatte sie, wie ein Blick zugleich blendend und vernichtend getroffen. Hatte die Kleine denn nicht Recht mit ihrer Furcht? Gleich sie nicht in Wahrheit jener Eisprinzessin, deren Unbild jedes Leben erstarrt?

In dem Dorf, das sich vor ihren Wänden ausbreitete, blickte Licht nach Licht auf: über dem fernem Wald trat aus dunklem Gewölbe das erste Viertel des Mondes leuchtend hervor. Der Wind fuhr stöhnend um das alte Gebäude, wühlte in den Wämen und erfüllte mit welken Blättern die Luft.

Wilder, wie draußen die welken Blätter im Sturm, jagten sich die Gedanken und Erinnerungen in der Seele der bleichen Frau. Ausgerüttelt vöchte das Gewissen an die starke Rinde dumpfer Verzweiflung, die sich um ihr Herz legte, weckte alle guten und reinen Gefühle, die noch verborgen vor ihr selbst darunter schliefen. Anlagende Stimmen raunten ihr in's Ohr, daß sie selbst Alles von sich gestöhnen habe: die Achtung das Gatten, die Liebe ihrer Kinder; Alles hatte sie verloren, des Mutternamens sich unwerth gemacht.

Dunkler und tiefer senkte sich die Nacht über die Erde. Im Nebenzimmer war die alte Ephen im Lehnstuhl eingeschlummert. Marie sorgte allein unermüdet und still für die Kranke. Frida trat jetzt leise an der Pflgerin Seite.

„Legen Sie sich jetzt nieder, liebe Marie, ich werde die Nacht bei Thelka wachen.“

Ihre Stimme klang so anders, so viel weicher wie seit lange. Marie schaute verwundert auf.

„Sie, gnädige Frau, Sie wollen —?“

„Den Platz einnehmen, den ich nie hätte einer Andern abtreten sollen.“

Doch als Marie fort war und Frida's Blick sich zum Lager wandte, hätte sie dieselbe doch wieder herbeigeküßelt mögen, ein so plötzliche Angst überfiel sie. Thel-

la lag mit glühend-rothem Gesicht, die Augen wie gebrochen, den Mund halb geöffnet, rauch und heftig athmend da. Wenn das Kind stürbe, und sie allein, ganz allein bei ihm wäre!

Da öffnete sich leise die nach dem Korridor führende Thüre und ihr Gemahl trat ein. Nicht ohne Ueberausung erblickte er Frida allein am Lager. Doch sprach er nichts, sondern ging nur unerbärbaren Schrittes an's Bett und betrachtete lange das Kind. Auf seinem Gesichte malte sich der ganze mühsam bekämpfte Schmerz des Vaters, der in seinen Kindern den einzigen Schatz, das einzige Glück seines Lebens sah.

„Meine Thelka mein holder Liebling,“ murmelte fast unbewußt seine Lippen. Da fühlte er seine Hand heftig erfasst und eine vor Erregung zitternde Stimme sprach: „Sie wird sterben, wird uns entzissen werden, um meiner Sünde willen!“ Mit diesen Worten sank Frida in die Kniee und schlug die Hände vor das Gesicht.

Er wandte sich zu ihr, ernst und wohlwollend. „Steh auf, Frida! Wenn Du gefündigt hast, so lasse diese ernste Stunde nicht vorübergehen, ohne Dir zu geloben, das Begangene wieder gut machen zu wollen. Gehe in Dich, Frida, an dem Kranken, vielleicht dem Sterbelager Deines Kindes gieb Deinen starren Eigenwillen auf, lerne Demuth und Selbstverleugnung.“

Noch einmal neigte er sich über das Kind, einen Kuß auf dessen Stirn zu drücken, dann verließ er, leise wie er gekommen, das Gemach.

An anderen Morgen war der Körper der kleinen Kranken mit rothen Flecken bedeckt, der Arzt konstatierte ein Scharlachfieber.

In dessen die Gefahr ging glücklich vorüber, und der Todesengel, der einmal schon seine Fittige über dem Schlosse ausbreiten schien, flog, seine liebliche Beute zurücklassend, wieder barmherzig davon.

Frida hatte sich in die Pflege mit Marie und Frau Ephen getheilt; ernst, aber doch mit einer milden Ergebung, die an ihr bisher unbekannt gewesen, erfüllte sie ihre Pflichten, und der Lobn blieb nicht aus; denn Thelka, jetzt vom Fieber genesen, lächelte ihr nun freudig entgegen, so oft sie dem Lager nahte. Freilich, Marie blieb, als das Kind die mager gewordenen Armechen um den Hals der geliebten Pflgerin schlang und mit zärtlichen Flüstern ihren Namen nannte, da sah Marie, wie Frida sich abwandte und sich heimlich eine Thräne von den Wimpern trocknete.

„Es wird anders werden, wenn Thelka erst ganz gesund ist,“ sprach Marie tröstend zu der müde und bleich im Lehnstuhl Ruhenden. „Und dann — ich gehe ja bald fort von hier.“

„O gute Marie,“ entgegnete Frida, „glauben Sie doch nicht, ich wäre so undankbar, Ihnen die Zärtlichkeit des Kindes nicht zu gönnen! Was mir die Thränen erpreßte, war ja nur das Gefühl, selbst die Schuld daran zu tragen, daß es so geworden ist. Ach, opferte ich doch selbst den Einzigen, den ich geliebt, in blindev Egoismus hin. Drehte sich doch mein ganzes Leben bisher nur um mein eigenes Ich. Wie ein Recht verlangte ich vom Schicksal das Glück und als es mir nicht wurde, da verschloß ich trotzig mein Herz und nahm alle Beweise der Liebe, die mir entgegen gebracht werden, als schuldigen Tribut für das Opfer meiner Person entgegen, ohne es für nöthig zu halten, sie zu erwidern. Eine schlechte Gattin war ich, eine pflichtvergeßene Mutter — und mag auch Gott mir vergeben, die Menschen werden es nicht.“

„Gnädige Frau, mein Herz sagt es mir: Sie irren.“

„Nein, nein, es ist unmöglich. So lange Jahre des Undankes, die Schmach und Schande, die ich auf sein Leben gebracht — mein Gemahl kann das nicht vergeffen.“

„Vielleicht doch, wenn er Alles wüßte.“

„Ja wenn er Alles wüßte!“ wiederholte sie nachdenklich. „Sie haben Recht, Marie, er soll Alles wissen, Alles, das sei meine Bufe, die schwerste, die ich auf mich nehme, vor ihm mich zu demüthigen.“

Herr v. Verlow war nach der Stadt gefahren. Zu seiner Ueberausung trat ihm, als er, heimgekehrt, die Thüre seines Zimmers öffnete, in demselben seine Frau entgegen.

„Du hier, Frida?“ fragte er, und von plötzlicher Sorge erfasst, fügte er hastig hinzu: „Thelka hat doch nicht etwa einen Rückfall bekommen?“

„Nein,“ entgegnete sie ernst. „Doch eine andere Kranke kommt, um Dich zu bitten, ihr Arzt zu werden.“

Fortsetzung folgt.

Das „Aber“. Der Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen wurde im Jahre 1617 von dem Kaiser Matthias und dem Erzherzog Ferdinand II. in Dresden besucht. Als die hohen Gäste des kurfürstlichen Zeughauses besahen, sagte der Kaiser Matthias: „Das Zeughaus ist vorzüglich, aber . . .“ Der Kurfürst merkte, daß diese abgebrochene Rede nichts anders heißen sollte als: Zwar Waffen genug, aber nicht so viel Geld, um eine Armee auszurüsten. Da hierauf der Kaiser weiter ging und sich über die große Menge der in der Schatzkammer befindlichen Silberbarren nicht genug wundern konnte, sagte der Kurfürst: „Allergnädigster Kaiser, hier liegt das „Aber“.“

Der von Dr. Canon in Berlin entdeckte Mafuracillus soll von ein Taufendstel bis drei Taufendstel Zoll groß sein.